

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

**Heft:** 16

  

**Artikel:** Menuett und Stöckelschuh

**Autor:** Kienzl, Hermann

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748152>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Sternwacht

Als ich damals heiß dich küßte,  
 Stand ein Licht am Himmel fern,  
 Und du sprachst: „Das ist mein Stern!“  
 Und die Sonne ging zur Rüste. . . .

Bei dem Lied der Weidenflöte  
 Blinkte uns dein Silberblick,  
 Und er sank ins Blau zurück  
 Erst in früher Morgenröte. . . .

Jahre rauchten wie die Ferne —  
 Ach, von dir bin ich getrennt!  
 Ach, mein Herz, mein Auge brennt,  
 Sucht den Strahl aus deinem Sterne!

Wenn die Nacht heraufgezogen,  
 Hebt auch du aus dunklen Wirren  
 Deine abgehärmte Stirn,  
 Fern von mir, zum Himmelsbogen?

Wisse: es ist noch derselbe,  
 Den wir schauten Nacht für Nacht!  
 Wisse, daß mein Auge wacht,  
 Denn dein Stern steht im Gewölbe. . . .

Carl Friedrich Wiegand.



## Menuett und Stöckelschuh.

(Bei Gelegenheit der französischen Ausstellung in Berlin.)

Von Hermann Kienzl.



Leise trägt ein sanfter Wind zierlich zarte Klänge . . . .  
 Mozarts Don-Juan Menuett. Die Lippe lispelt Worte,  
 lächelnde, graziöse Worte von „kleinen Marquisen, die  
 kein Pfeil des Schelmen floh“ . . . . Und siehe! Der  
 Pagen Chor, goldschimmernd und in weißer Seide  
 all, verneigt sich tief, die Herrin zu empfangen . . . . Ach der fröhlich

alberne Chevalier! . . . . Und hier der Park mit seinen Laubengängen und Sphinxen, schlanken Marmorstatuetten. Apollo spielt vor schmachtenden Najaden . . . .

„Man scherzt, man lacht. Und tändelt. All die losen

Schelmenaugen treffen sich und grüßen wo . . . .

Man spielt zerstreut mit goldenen Tabakdosen.

Man glättet fein die Spitzen am Jabot“. (Nowak).

Nur im Traum der Kunst greiffst du, Mensch der modernen Zivilisation, nach diesen Schatten. In deinen Alltag dringen sie nicht. Deine Hände, tapferer Arbeiter, sind zu verb für die zerbrechliche Herrlichkeit.

Verhaucht ist der Duft; Staub sind die Amoretten. Aber sieh! In leuchtenden Farben haben die lieben Meister das Leben von einst gerettet. Es grüßt dich von den Wänden im bildgeschmückten Saal. Das flüchtige Lächeln der Dame, der amoureuse Reiz des Augenblicks ist Ewigkeit geworden. Eine Ewigkeit ohne Totenstarre. Die Kinder vergangener Zeiten, hier lächeln sie in ewigem Reiz.

Sonst in Palästen und Kunstsammlungen vieler Länder zerstreut und voneinander getrennt, haben sich nun die Lieblichkeiten des Rokoko versammelt. Wandert dein Blick von Bild zu Bild, so lauscht dein Ohr einem Menuett, von unsichtbaren Geigen gespielt . . . .

Wir stehen vor dem Thron des Roi soleil und seiner Nachfahren. Wer trägt die Krone? Das Weib.

Königin ist das Weib; sein Reich ist die Schönheit, die Lust, die Liebe. Verwandelt ist der ewige Kampf der Geschlechter zum tändelnden Spiel. Schmale tändelnde Finger schlagen wie mit Nasenstübern Köpfe ab, gebieten über die rostigen Riegel der Bastille, in deren Mauern die weibliche Ungnade ihre Sklaven, die höchsten Würdenträger des Staates, verschmachten läßt. Das Volk bezahlt mit seinem Hunger den immer blauen Himmel der Dame und ihres Kavaliere. Eine flatternde Laune entscheidet über das Schicksal von Ländern, über das Leben tausender junger Vaterlandsöhne. Die Spitze und das Symbol dieses Frauenreiches ist die Maitresse en titre, die Beherrscherin des Königs. Das Szepter wandert von Bett zu Bett. Drei Namen bedeuten den Inbegriff weiblicher Weltmacht: Maintenon, Pompadour, Dubarry.

Eine Rosenmauer scheidet den Garten des Lebens von dem weiten Land der arbeitenden, seufzenden Menschen. Scheidet die lustige Komödie des Daseins der Begünstigten von der Tragödie da draußen. Kein Schatten schleicht durch die Umfriedigung. Tyrannei, dem Unterdrückten ein knöchernes Gespenst, hüpfte auf kleinen Füßchen im Stöckelschuh durchs Eden, strömt den Duft der Anmut aus und füllt die Lüfte mit einem hellen, melodischen Lachen. Der Moloch ist eine süße, lüsterne kleine Frau, hat ein liebliches Gesicht, ein zierliches Figürchen. Bon

ihren Schultern, ihren Armen, ihrem Busen schimmert das weiche Weiß der Kirschblüte, ihr Leib ist Sirenenfang, ihr freudfunkelndes Auge das Nirwana aller Sorge . . . .

Wartet nur! Der bleiche Groll und die unvergeudete Kraft der Menschheit ballen sich, rüsten sich. Die Zeit schreitet weiter . . . . In den Feenschlössern und -gärten des Königs, des Adels scheint sich ein ewiger Ring der Freude zu schließen. Aber die Zeit schreitet weiter . . . . Die lustsprühenden Damen, die lustmüden Junker vernehmen es nicht, wie der unterirdische Donner grollt. Die Königin Marie Antoinette spielt Theater; sie gibt die Susanne in der „Hochzeit des Figaro“ und denkt dabei nichts Schlimmes. „Beaumarchais' Lustspiele“, sagt später Napoleon, „waren schon die Revolution in Aktion“. — Etwas treibt die Dekadenten wie Mücken zur Flamme. Sie, die einst nur dem Flirt, dem Gefose, der Toilette, der Médifance, der Kunst und der Hofkabale zu ihrem Zirkel Zutritt gewährten, werden, wie nun die Schatten ihrer Götterdämmerung wachsen, von einer irrenden Sehnsucht erfaßt. Sie greifen nach neuem Spielzeug und ziehen, wie früher den Schoßhund, das Äffchen, den Hampelmann oder ein anderes modisches Jou-jou, den „Literaten“ an sich heran. Die Enzyklopädisten, auf hohen Stirnen das unsichtbare Mal des Königsmordes, ziehen ein in Versailles. Rousseau wird Liebling. Er, der das Gewissen der Mütter weckt und die Natur von den Schranken des Klassegeistes befreit. Sie ahnen es nicht, daß es ihr Reich ist, das der eingedrungene Feind zertrümmert. . . . Noch immer besucht die Dame, knisternd von seidenen Dessous und das betäubende Parfüm der Liebe, des Genusses austreuend, die Armen im Hotel-Dieu, weil es guter Ton ist und Abwechslung bringt. Oder sie läßt sich auch von dem Galant zu fernen Vorstadtkneipen entführen, um sich — eine leckere Nervenbeize — das „Volk“ zu besehen, das schwitzende, fluchende — wie man etwa fremde Tiere hinter Käfigstangen betrachtet. Sie spielen mit dem Tode. Und eines Tages, so plötzlich, wie in Schnitzlers „Grünem Kakadu“ die zwei Welten einander treffen, ist sie da: die Revolution. An den Laternen hängen schmutzige Junker, das große Messer pflückt für den nassen Korb die schönsten Frauenköpfe, die sich eben noch ungläubig geschüttelt hatten. . . . Das Unrecht der Jahrhunderte verbrennt in der furchtbaren Feuersbrunst — und mit ihm das Märchen von Genuß und Müßiggang, mit ihm der Traum des Rokoko, das Reich der schwelgenden Sinne und der Frau.

Das Verhältnis der galanten Dame zum achtzehnten Jahrhundert wird kaum irgendwo klarer und liebevoller dargestellt, als in dem kleinen Buche „Die Frau des Rokoko“ von Karl Widmer. Im Tabernakel des Rokoko ist die Frau das sündhafteste Heiligenbild. Sie paßt — sagt Widmer — zu den Seidenpfehlen und Gobelins, zu den blitzenden

Spiegeln, den anmutigen Schnörkeln des Stucks, zu Gold und Glas, zu den Nippfiguren ihres Salons und ihres Boudoirs mit den Blumentapeten und geheimen Türen. Wir träumen von ihr, wenn wir die alten Gärten sehen mit den verschnittenen Bäumen, den Hecken von Buchs und Taxus, den immergrünen Nischen, aus denen das Marmorweiß nackter Jünglinge und Nymphen leuchtet. Wir sehen die graziöse Herrin in ihrem Reiche weben, schweben, flüstern, lieben. In den Erkern und Arkaden ernst gewordener Paläste erwachen zitternde, girrende Stimmen. Schatten umschlingen sich zärtlich. . . . Aus dem Schnee des Bettes blühen halbverhüllte Wonnen. Ein rosiges Mund lächelt aus den Kissen dem mondänen Abbé. Der beglückte Freund, der Vertraute des Levee, verfolgt mit weltmännischem Auge die Entwicklungen des Négligé.

Fünffmal im Tage und öfter wechselt die dame du mode die Toilette. Für jede der Obliegenheiten ihres Tagewerkes ziemt sich ein ander Kleid. Ihre Pflichten sind der Empfang im Schlafgemach, der Ritt ins Bois, die Visiten, der Corso, Theater und große Gesellschaft und die Zärtlichkeiten der späten Nacht. Die Künste umsäumen ihren Alltag. Aber das größte Kunstwerk ihrer Welt ist sie selbst: die Frau des Rokoko. Sie, in ihrem Schaum von Mousseline, Atlas, Seidengaze und Spitzen, mit ihren Federn und Perlen. Ihre Gewandung — die Farben rosa, lila, hellblau, silbergrau — verführt mit allem, was sie zeigt oder verbirgt, andeutet oder verschleiert. Das Rokoko macht den sexuellen Reiz zum Prinzip der Toilette. Die weite Glocke des Panier macht die Taille um so schlanker. Der Ausschnitt des Korsage ist „gerade groß genug, einen Kuß darauf zu drücken“. Die von der Taille an käferflügelartig zurückgeschlagene Robe läßt den Tupon sehen und das entzückende Füßchen im Stöckelschuh. Die Füße der schönen Frau, früher züchtig verborgen, sind die Kleinodien des Minnedienstes. Ratif de la Bretonne, stellt seinen Roman auf die zarten Sohlen und Zehen der Herzogin von Choiseul.

Und das waren warme, lebendige Wunder selbst in dieser Hülle von niedlichem Prunk? — Hat jede Zeit ihr offenkundiges Ideal von weiblicher Schönheit, so bleibt es doch ein Geheimnis, wie der Körper der Frau dem Ideale sich anschmiegt. Verschwunden sind die majestätischen Frauen des Barock, in deren starren Zügen sich die fromme Strenge der Maintenon spiegelte. Die steifen Formen werden äußerlich und innerlich abgestreift. Alles ist Leben und Bewegung, Nervo, Esprit und Koketterie an den pikanten Persönchen. Klein sind die Frauen, haben winzige Hände und Füße, seidenweiche Haut, ein munteres Gesichtchen unter hoher Frisur. Wie sehr hat sich, seit Molière die „Précieuses ridicules“ schrieb, ihr seelischer Ausdruck verändert. Nicht mehr

imponieren — gefallen, reizen, verführen will die Frau. Die künstliche Würde hat man fallen lassen, und Madame läßt beim Lever das seidene Hemdchen vor den Augen der Freunde zur Erde gleiten. Für so viel noch blieb diesen Damen und Herren der Aristokratie von der alten stolzen Haltung, daß sie — später, wenn dann die Darbenden den großen Ausgleich machen werden, mit vornehmem Anstand ihre Köpfe hinlegen auf das Schafott. . . .

Dennoch hat auch diese freie Welt der Galants und Amantinnen ihre Geseze und spröden Formen. Die Ehe ist für das im Kloster aufgewachsene Mädchen nur der Eintritt in die Welt. Die Liebe — kommt später; die Liebe zum Nebenmanne und wohl auch zum Vierten im Bunde. Gemahl und Gemahlin geben sich Carte blanche. Der Ehebruch (das Wort klingt brutaler, als es je das Rokoko gelitten hätte!) ist feste Konvention. Doch soll es sich ereignen, daß Madame auch einmal den Geliebten mit dem eigenen Gatten betrügt. . . . Ein Franzose dieser Zeit schreibt: „Eine Tugend zu verlieren, an die kein Mensch glaubt, ist kein Verbrechen“. Der Spielverderber macht sich lächerlich. Ja, Spiel: denn das unterscheidet das Rokoko im tiefsten von der Renaissance, daß es die große Leidenschaft nicht kennt. Sensation, Nervenreiz ist die Liebe. Sie wird von Virtuosen, nicht von Priesterinnen gepflegt. Und sie entartet. Der Marquis von Sade, der Vater des „Sadismus“, ist Zeitgenosse, und die Marquise von Morteuil sagt: „Ce mot de cruelle m'a toujours fait plaisir; c'est après celui d'infidèle le plus doux à l'oreille d'une femme“. — Die Gattenehre nimmt es krumm, wenn der andere nicht ein „homme du monde“ ist. Nur adeliges Blut darf sich vermischen. . . . Und die Gattenehre ist tödlich verletzt durch einen „Skandal“. Sie duldet jeden Fehltritt, doch nicht den kleinsten Faux-pas. . . . Sittlich ist, was sich nicht erwischen läßt.

In dieser Atmosphäre der Sinnlichkeit, der Grazie, des Genusses entnerven die Männer. Die marklosen Arme des jungen Greises überlassen die Zügel um so williger der Frau. Nur die wenigen Begnadeten, die die Lust aus den Sinnen emportragen zu den Höhen des schöpferischen Geistes, nur die Künstler erstarben in der Rokokozeit.

Diese Zeit hat sich in Watteaus unvergänglichen Schönheiten das Denkmal geschaffen. Ihr danken wir die Bilder Bouchers, Paters, Lancret's und Fragonards, dessen „Schaufel“ (auch „Glückliche Stunden“ genannt) den fecksten Augenblick zum anmutigsten umwandelte. Waren die Frauen die Geber, die Maler die Empfänger? Ein Aphorisma sagt es anders: „C'est l'art qui a découvert le deshhabillé dans le nu.“